



Fridolin Hofer

Gedichte

Auswahl, Einführung und
Nachwort von Dr. Fritz Bachmann

1947

Schweizer Volks-Buchgemeinde Luzern

Inhalt

Zu Hofers Lyrik.....	3	Sturmnacht.....	12
Präludium.....	4	Juligewitter.....	12
Im Maiwind.....	5	Nachtwanderung.....	13
Heller Morgen.....	5	Glühendes Scheit.....	13
Wenn der Aar erwacht.....	6	Glühende Asche.....	13
Psalm der Freude.....	6	Novemberstimmung.....	14
Selige Nacht.....	6	Ausklang.....	14
Das ist die Furcht.....	7	Spätes Pflügen.....	15
Landschaften.....	7	Regen.....	15
Weckruf.....	7	Novembertag.....	16
Die Blüte.....	8	Winterliche Wolken.....	16
Jugend.....	8	Stunden.....	17
Erwachen.....	8	Gedämpfte Lichter.....	17
Lied eines Mädchens.....	9	Beim Kienspanlicht.....	18
Hoher Sommer.....	9	Schneelied.....	18
Waldsommer.....	9	Heimatliche Welt.....	19
Vor der Ernte.....	10	Heimatlicher Berg.....	19
Erntesonntag.....	10	Geburt der Berge.....	19
Sommers.....	10	Kornspeicher.....	20
Reichtum.....	11	Bauernhaus.....	21
Zwergbäume im Waldinnern.....	11	Die Schweiz.....	21
Das Grauen.....	11	Die Grenze.....	21
		Betende Geige.....	22

Treue	22
Fridolin Hofer.....	23

Zu Hofers Lyrik

Ein lyrisches Gedicht als Ausdruck innersten Ahnens und Fühlens eines begnadeten Dichters vermag jedem aufmerksamen Menschen, sofern er mitzufühlen bereit und fähig ist, sich seiner selbst und seiner innersten Wünsche bewusst zu werden, einen erkenntnisreichen Blick in zwischenmenschliche und Weltzusammenhänge zu eröffnen, durch den eine Deutung des Geschehens in Natur- und Menschenleben möglich ist.

Fiele von den modernen Dichtern, ein George oder ein Rilke, wenden sich an eine geistige Auslese. Wir suchen einen Lyriker, der zu jedem spricht, zum Denker wie zum Arbeiter und Bauern. Fridolin Hofer fühlte sich zu dieser Sendung berufen:

Schauend ergründen
die Wunder des Seins,
Göttliches künden,
Herzen entzünden

und liebend verbünden
Fiel wem ein besseres Los als meins?

Hofers Lyrik ist ausgesprochen individuell. Er entlehnt nirgends die Stoffe zu seinen Gedichten, sondern gestaltet mit einem künstlerisch-sprachlichen Ausdruckstalent seine eigenen tief empfundenen Erlebnisse. Hofers Gedichte sind deshalb von allgemeinem Wert, weil ihnen über eine blosser Beschreibung hinaus symbolhafter Charakter eigen ist; sie sind Sinnbilder eines Grössern, Allgemeinen. Und dieses Allgemeine ist es, was Dichter und Leser miteinander verbindet. Ueber dem erlebten Leben des Liedes steht ein Ruhendes, Ewiges. Hinter den lebendigen Kräften der Natur weiss der Dichter den Geist eines ewigen Schöpfers, spürt er den Hauch der ewigen Gottheit, die einen Abglanz ihrer unendlichen Schönheit und Erhabenheit und Macht in die uns sichtbare Welt gelegt hat. Im Erlebnis dieser Schönheit fasst sich die fromme Seele in betender Ehrfurcht:

Vor Blumen und Sternen, vor Quellen und rauschenden Hainen,
Vor allem Lebendigen, das über die Erde geht,
Neigt euch in Ehrfurcht, andächtig gedenkt des Einen,
Der in Schöpferfülle hinter den Dingen steht.

Fridolin Hofer ist vor allem betrachtender Dichter. Seine Themastellung beschränkt sich auf die Welt der Heimat, die Schilderung eindrucksvoller Erlebnisse des Tages oder der Jahreszeiten, auf stimmungsgesättigte Bilder des Landlebens und des Gebirges und auf religiöse Motive.

Obwohl sich Hofer nur als Lyriker betätigte, so stand er den Problemen der Zeit nicht ganz fern. Seine Ferse, die in krisen- und weltkriegsbedrohten Jahrzehnten entstanden sind, spiegeln eine menschen- und völkerversöhnende Friedensliebe («Die Grenze»).

Vor allem aber ist Hofer Naturdichter; und als solcher hat er vieles gemeinsam mit seinem grossen Vorbild, dem Sängers des Waldes und der

Fernesehnsucht, dem Romantiker Eichendorff. In Hofer ist noch die Fähigkeit lebendig zu erspüren, wie die Natur geheimnisvoll belebt ist:

Wie das verschwiegen lebt,
Raunend in Höhen und Tiefen webt!
Wald und atmender Halm, Wolken und Moorgescheue
Alles voll Seele.

Doch erliegt er nicht der Gefahr romantischer Flüchtigkeit und Verschwommenheit. Sein Stil weist den typisch schweizerischen Zug zum Anschaulich-Gegenständlichen, die Freude am gegenstandsnahen Bild auf. Fridolin Hofer zeigt in seiner ursprünglichen und naturverbundenen Wirklichkeitstreue und mit seiner strengen sprachlichen Formung, die er immer wieder bis zur endgültigen Fassung der Gedichte ausfeilte, eine fast klassische Vollkommenheit des Stils, wie sie nur C. F. Meyer erreichte, von dessen anschaulich-plastischer Form und unmittelbar knapper Bildaufzählung Hofer sich beeinflussen liess.

Das vorliegende Bändchen stellt eine Auswahl der besten Gedichte aus den drei im Verlag der Buchdruckerei Hochdorf A.-G. erschienenen Sammlungen ‚Stimmen aus der Stille‘, ‚Im Feld- und Firnelicht‘, ‚Neue Gedichte‘, in einer thematisch frei gewählten Zusammenstellung dar.

Präludium

O weltentrücktes Wandern durch den Morgen,
Der mir die Seele füllt mit goldnem Frühlicht
Und Träumereien, die nicht Worte finden,
So schön und scheu sind sie, so tief verschwiegen!

Wo liegt die Schwere nun, die mich bedrückte,
Die Fron des Alltags und das Sichbescheiden,
Wann ungestüm das Herz nach Liebe schrie?
Ach, still zufrieden wie ein spielend Kind
Beglückt mich nun ein Nichts: Ein Amselruf,
Der Vogelschwinge Husch vor meinem Auge,
Des Zwielflichts Gaukelspiel auf Bühl und Bergen
Und fern im Wald das erste Kindersingen.
Und sieh, aus all dem kleinen Morgenglück
Blüht mir das Grösste noch, ein Lied, Horch' auf,

Der Seele Saiten klingen!

Im Maiwind

Friedsam Wogender Blumen und Blüten
Gesang geworden,
Perlt es aus leuchtenden Kronen,
Quillt es aus schimmernden Wiesen
Süss in die horchende Seele.
Siehe, da taumelt
Ein Flämmchen schneeweiss
Durch die bebende Bläue,
Und du ratest derweilen:
Ist es der singenden Blüten eine
Oder sonnetrunken
Ein erster Falter?

Heller Morgen

Nun will die Welt sich verklären;
Rot wie blühender Mohn
Leuchtet das heilige Frühlicht schon
Auf Gottes Hochaltären.

Dir ist, als ob sich entzünde
In Liebesgluten das Land,
Als ob eine segnende Strahlenhand
Sich höh' über Gipfel und Gründe,

Als ob eine windverwehte
Musik der Sphären scholl
Dein Herz lauscht trunkener Schauer voll,
Und der Wald rauscht die frömmsten Gebete.

Wenn der Aar erwacht

Halb im Schlaf noch, halb im Wachen
wiegt er seine taubeschwertten Schwingen
wie ein Falter leise.
Klingt nicht durch die Dämmergärten
traumart einer Amsel Weise?
Zwitschernd pfeilt ein erstes Schwälblein
in der Bläue hin und wieder,
während bergher eine Glocke Silber
giesst in Dorf und Tal. Da, mit eins
trifft sein Gefieder licht ein Strahl,
und mit weitem Flügelschlag grüsst
der Aar den jungen Tag.

Psalm der Freude

Im Licht erblüht das Morgenland.
O Traum, der Mensch mit Mensch verband,
wir legen frisch ans Werk die Hand,
Gestalt dir gebend und Bestand
zum Heil der Welt,

Wir werken still und werken stet.
Vom Hauch der Ewigkeit umweht,
wird uns die Arbeit zum Gebet.
Und mählich reift, was wir gesät, zum
Heil der Welt.

Selige Nacht

Mainacht, Nacht der Gnaden! Myriaden von Welten
Wandeln im Raum.
Die Erde blüht wie ein Eden, Und für jeden
Hat die Nacht einen Traum.

Das ist die Furcht

Das ist die Furcht der roten Frühlingsbäume,
Dass sie verbläsend ihre Blüten schliessen,
Wenn abends fremd ein dunkler Hauch von
Kühle
Den Stamm empor sich in die Wipfel stiehlt,
Die banger Ahnung voll zum Himmel ragen,
Indes ein Wunderbares sich erfüllt:
Der Sonne Tod. Noch zuckt ihr Auge auf,
Das erdeseugnende, in Sterbegluten
Und sinkt und sinkt — stumm hält die Kreatur
Den Atem an — ein letzter Strahl! Vorbei!
Da geht ein Schüttern durch das Herz der Welt
Dem Ohr vernehmbar nicht, doch fühlt's der
Baum,
Und seine Blätter zittern wie aus Angst
Vor einer Nacht, die, ach, in Ewigkeit
Kein Morgen mehr mit süßem Licht begnadet.

Landschaften

Grauschlammiges Land, wie Meerestiefen entstieg.
Nur hier und dort auf Feldern noch Furchen von Schnee,
Wie weisser Wellenstrich der brandenden See,
Darüber Bäume, die ächzend im West sich wiegen.

Ackergründe, strotzend von gärenden Stoffen,
Aus Banden toter Erstarrung gelöst noch kaum
und den gesegneten Schoss dem unendlichen Raum
Schon hingegeben — weit, weltoffen.

Weckruf

Hütet, ihr Leute, hütet den Herd,
Dass Brandstifter Föhn nicht die Gluten schüre!
Hört doch, hört ihn, der Einlass begehrt
Mit Rütteln und Pochen,
Als schlügen gen Laden und Türe
Stahlharte Knochen!
Hütet ihr Leute, hütet den Herd!

Die Blüte

Noch darf sie nicht Lenzgrün, nicht Aetherblauen,
noch darf sie den leuchtenden Tag nicht schauen,
die keusch die Knospe umschlossen hält.
Aber schon fühlt sie des Lichtes Schmeicheln,
fühlt seiner Strahlenhände Streicheln,
bis die Stunde drängt und die Hülle fällt
und staunend die Blüte sich öffnet der Welt.

Jugend

O du einer blühenden Jugend
Vorwärtsdrängen und Träumen und Hoffen!
Lebend und sterbend steten dir die Türen,
die zu allen Himmeln führen, sperrangelweit offen.

Erwachen

Da von der Ehe nun die Rede war,
Schien wie verscheucht ihr helles Mädchenlachen,
Sie frug empor mit Augen, glänzend wachen,
Und fühlte voller ihr aschblondes Haar.

An Einer aber hing und hing ihr Blick,
Als wollt er aus den mütterlichen Augen
Die Rätselquelle alles Lebens saugen
—Und schaute voller Ahnung ein Geschick,

Das, wie zum Edelbaume wundersam
Mit Frucht beschwert die erdgebeugten Ranken,
Den Mädchenleib entfalten liess, den schlanken
Da senkte sich ihr Blick in holder Scham!

Lied eines Mädchens

Und einmal läuten auch mir
die silbernen Glocken.
Dann trag ich Grünmyrtenzier
in meinen Locken.

Die Geigen laden zu Tanz
und Hochzeitsreigen,
und wir, Geliebter, sind ganz
einander zu eigen.

Dann lass ich nicht mehr mein Haar
im Winde fliegen.
Ich seh eine Mutter klar
ihr Kindlein wiegen.

Maisonne beglänzt die Flur;
die Lerchen frohlocken.
Ich sinne, wann läuten mir nur
die silbernen Glocken?

Hoher Sommer

Rote Rosen, die, fromm wie Legenden,
nimmer ahnen, wie schön sie sind
und in der Sonne, im glühenden Wind
selig die farbige Fülle verschwenden.

Ueber das Mäuerchen wie geblendet
neigt sich eine schon sommersatt.
Flimmernd löst sich tiefpurpurn ein Blatt,
und wir sagen ganz leise: Vollendet!

Waldsommer

So still im Wald zu schlendern sommerlang
Durch Fichtengänge, die wie Grotten dämmern,
In übersonnten Wipfeln Drosselsang
Und hin und wieder eines Grünspechts Hämmern!

Vergessend Zeit und Leid, mit Gott allein
Nur Zwiesprach haltend in den heiligen Räumen,
Und Gottes voll, o Glück, o Seligsein,
Von allen Wundern seiner Welt zu träumen!

Vor der Ernte

Die Aehren gilben. Der warme Halm
haucht flimmernd seinen Sommerpsalm:

Wir tragen in Sonenglut und
Glast von Segen eine süsse Last.

Die schlank und hoch gewachsen sind,
wir wiegten wie Mädchen uns einst im Wind.

Nun frommt uns gesegneter Frauen Tun
—Wir beugen uns leis und ruhn!

Erntesonntag

Es ist ein feiernd Feldgelände,
Darauf die Julisonne ruht.
Um eines Kirchleins weisse Wände
ergiesst sich rings die Saatenflut.

Im Korne lachen Mohn und Wicke;
Die Aehren schwanken schwer und voll
Entgegen einem Erdgeschicke,
Das morgen sich erfüllen soll.

Und durch des Kirchleins Sommerfrieden
Geht mild und ernst das Heilandswort
Von guter Werke Saat hienieden
Und von der grossen Ernte dort.

Sommers

Nachtdunkle Schattentiefen,
Darüber Baumwipfel sonnerhell,
Als ob die Blätter strahlend triefen.

So gross ist all das Weh der Welt;
Doch wo der tiefste Schatten fällt,
Blüht hellstes Licht!

Reichtum

Ist das im Mittag ein Flimmern und Flitzen!
Die Steine schillern, die Quellen blitzen.
Frau Sonne drängt es, mit Strahlenhänden
Ihr Gold zu verschwenden.
Und geht drum nimmer in Sorgen,
Weil sie zuviel des Segens streute;
Denn morgen
Ist sie so reich wie heute.

Zwergbäume im Waldinnern

Wär ihnen vergönnt zu sprechen,
Glaubt nur, ihr stopftet die Ohren dicht:
So grell müsst aus dem Dunkel brechen
Der Schrei nach Licht.

Da schau sie zu den Wipfelriesen
Empor mit stummem Knospenblick.
Ein wenig Sonne nur — und sie priesen
Laut rauschend ihr Geschick.

Das Grauen

Zuweilen an windstillen Sommertagen,
Wann im Zenith die Sonnenscheibe stand
Und spiegelglatt die blauen Wasser lagen,
Stiess ich voll Sehnsucht meinen Kahn vom Land
Und fuhr hinaus und suchte nach der Stelle,
Wo sich im Grund so Rätselvolles fand.
O welch ein Schauen! Tief unter Wind und Welle,
Von träger, grauenvoller Flut umflossen,
Das Haupt von einem Fels in Dämmerhelle.
Stumm ragend, nur die Fische zu Genossen,
Die gross und breit an ihm die Leiber strichen
Und wie der Blitz in nächtge Tiefe schossen.
Und einst — just überm Felskopf kams geschlichen
Sah ich im regungslosen Seegrund einen,
Vergleichbar einem Menschen, längst verblichen,
Der lautlos nach sich zog ein blendend Leinen
Zu Tod erschrocken wandt ich meinen Kahn,
Indes am Firmament, am sonnenreinen,
Ein flimmernd Sommerwölklein fuhr die Bahn..

Sturmnacht

So voller Schrecken sah ich keine Nacht;
Ein Zischen, Züngeln rings von Feuerschlangen!
Wir schritten bebend durch die grause Pracht
Und hielten auf den Tod uns fest umfangen.

Mir war, in solcher Sturmnacht müsst' es sein,
Wann die Posaunen zum Gerichte fodern:
Die Erde birst; das Dach der Welt stürzt ein,
Und grell zum Himmel loht des Erdballs Lodern.

Juligewitter

Auf reifenden Feldern Hochsommerschwüle!
Bangend nach segnender Schatten Kühle
Starrt Hügel und Halm,
Der Himmel, ein flammendes Meer,
Zeigt kaum eines Wölkchens Spur;
Ueber die Berge nur
Langsam schwer
Kriecht bauchiger Qualm,

Die Grille geigt so verschlafen leise;
Der Mühlbach schweigt und vergisst die Reise,
Und der Birnbaum oben im Feld,
Der wie ein Kriegsmann Wache hält,
Rührt heute kein Glied,
Und kein Lied
Klingt in den Zweigen;
Nur blaugoldener Fliegen Reigen
Summt und surrt durch das Sommerschweigen.

Mit eins, wie knurrender Hunde Grollen,
Murr in den Bergen verhaltenes Rollen,
Und der Wind springt auf, der am Wegrand schlief,
Verstört, als ob es im Traum ihn rief,
Greift in den Sand und wie toll und taub
Fort von hinnen mit Wolken von Staub!
Aber der Blitz überflügelt ihn doch;
Gott gnade, war das ein Schlag!
In Flammen gleisst Kuppe und Bergesjoch,
Und zur Nacht dunkelt der Tag.

Nachtwanderung

Wie stürmisch wild der rauhe Tag gewesen,
Die Nacht ist milde wie zur Sommerwende
Und klar der Sterne Liebesschrift zu lesen.

Schon fühl' ich wandernd meines Wesens Härten
Erweichen in des Nachttaus duft'ger Spende
Und schmelzen hin wie Frost von Frühlingsgärten.

Zu tiefst in meinem Herzensgrund ein anderer,
Weiss kaum ich mehr von junger Wunden Brennen,
Und leicht wird selbst das Schwerste nun dem Wanderer:

Er könnte seinen Todfeind Bruder nennen.

Glühendes Scheit

Sonne war dir die Amme.
Was du von goldenen Funken
Wachsend im Walde getrunken,
singend versprüht es die Flamme.

Glühende Asche

Ich bin ein Aschenhäuflein im Feld,
Rot
Ueberhaucht mich der blühende Tag — ich liege
stumm, tot.
Aber sachte, sacht,
Wann der Tag welkt und die Welt
Verdämmert in Nähe und Ferne,
Glühen, von deinem Atem entfacht,
O du wunderreiche, du göttliche Nacht,
Meine Augen wie tausend und tausend Sterne.

Novemberstimmung

Wie's nun wieder so einsam wird,
Da die Felder sich leise bräunen
Und mit frierender Herde der Hirt
Talwärts fuhr zu den bergenden Scheunen!

Kaum dass ein Jäger noch dann und wann
Durch den dampfenden Nebel schreitet,
Dass ein Hornruf erstirbt im Tann,
Drüber die Schwermut die Schwingen breitet.

Nur zuweilen, man weiss nicht woher,
Irrt durch das Grauen verhaltenes Wimmern,
Wie wenn's von fröstelnden Geistern wär' —
Sehnsucht nach Sommer und Sonnenflimmern!

Ausklang

Spät geht ein Herbsttag über Land,
Der wandelnd jede Unruh schlichtet
Und über Bühl und Bergeswand
Die schweren Wolkenwälle schichtet.

Wie still es ist! Die Biene nur
Surrts leis um welke Blumenlippen,
Beglückt, wenn die verarmte Flur
Ein Tröpflein Honig beut zu nippen.

Vom Baum, des Sommers letzte Spur,
Löst sich ein Blatt mit weissen Rippen.

Spätes Pflügen

Frühdämmerung umgarnt die Welt.
Unter aschfahlem Himmelsbogen Mühsam, schwer
Stösst ein Pflug noch durch herbstliches Feld.
Dicht und dichter der Nebel fällt;
Nun seh ich kein Land mehr; ich schaue ein Meer:
Pechschwarze, starrende Flut — die Schollen,
Der Pflug — ein Schiff,
Von wasserstampfenden Rossen gezogen,
Und manchmal geht durch der Dämmerung Wehen und Wogen
Wie unterirdisch ein Schüttern und Rollen,
Als streife das Fahrzeug ein Felsenriff.

Regen

Tage voll Sonnensegen,
Da der Ruf des Pflügers scholl!
Nun singt der Regen
Sein Lied in Moll.

Tage lang, Nächte lang:
Tropf, tropf, tropf!
Gurgelt der Drachenkopf
Giessender Traufe.
Und immer der gleiche Sang!
Felder entlang
Ueber Damm und Wall
Wälzt sich des Teiches Schwall
Unaufhaltsam.

Weh! Weh!
Nun ersäuft das reiche
Gelände ein See.
Und immer der gleiche,
Der traurige Klang:
Wie von weinenden Augen,
Schluchzenden Kehlen,
Stammelnden Klagen
Büssender Seelen, —

Tage voll Sonnensegen,
Da der Ruf des Pflügers scholl!
Nun singt der Regen
Sein Lied in Moll.

Novembertag

Schwermut füllt
Das regenverhangene Land.
Die Stunden wandeln tief verhüllt
In dunkles Gewand,
Den Nacken gebeugt, ernst und schweigsam ihr Trauerkleid
Schleifend über der Berge Stufen.
Aber von Zeit zu Zeit
Heben sie hoch das Haupt und rufen,
rufen Fernhin durch die hohle Hand,
Ob auch ungehört ihre Stimme verweht —
Regen, unendlicher Regen geht
Ueber das rauschende Land.

Winterliche Wolken

Dicht übern See,
Der spritzend ihre Schleppen durchnässt,
Wälzen sich, weiss wie Schnee,
Wolkenleiber; vom Sturme gepresst.

Schwer, schwer hält seine Hand sie nieder;
Aber wieder und wieder
Ueber dem springenden Wellenchor
Windet ein Haupt hier, dort ein Arm sich empor.

Als wären sie wissend; Wann die Stunde der Prüfung vorbei,
Ziehen wir hoch und frei
Ueber der Erdenwildnis,
Und es geht verklärt wie ein lichter Traum
Durch eines Seeleins himmelspiegelnden Raum
Unser entschwebendes Bildnis!

Stunden

Es wintert aller Enden;
Die Welt liegt starr und stumm.
Wie Bettler mit leeren Händen
Schleichen die Stunden um.

Sie wollen nicht weiter rücken;
Sie gähnen vor Langerweil;
Sie mühen sich wie auf Krücken
Durch Wege verschneit und steil.

Als ich ins Haar der Süssen
Einst duftige Rosen wand,
Ging's doch auf flinkern Füßen.
Ihr Schleicher, über Land.

Kaum wandt' ich mich: He! Stunden,
Was eilt ihr wie ein Dieb?
Da waren auch schon verschwunden
Die Rosen und mein Lieb.

Es wintert aller Enden;
Die Welt liegt starr und stumm.
Wie Bettler mit leeren Händen
Schleichen die Stunden um.

Gedämpfte Lichter

Winterlichen Spättags gedämpfte Lichter!
Das ist die Zeit, wo Nebel, der Magier, dicht und dichter
den Kuppen der Berge gesellt,
sein Werk schafft, seine Welt.
Sieh, unter seinen geschäftigen Zauberhänden
welch seltene Wandlung sich doch will vollenden:
Waldwipfel, Weiden und Felsgestein
lösen ihr erdschweres Sein
in grauen Duft, in grauen Schein.
Aber der Himmel, verdichtet zu Land, zu Feld,
wie gefroren
lastet er auf der Welt.
Und die der Herr zu Boten erkoren,
die Genien wandeln darüber im Reigen
leichten Trittes, wenn sie herniedersteigen
zu den Sonntagskindern auf Erden,
die im Spättag der gedämpften Lichter
Träumer werden
und Dichter!

Beim Kienspanlicht

Gesegnet die Stunde der Sterne
Am Herd bei verschlossenen Türen,
Wo Märchen die Seelen entführen
In weltweite Ferne!

O dieses Horchen der Kleinen
Und wunderverlorene Schauen,
Ihr heimliches Gruseln und Grauen
Ihr Lachen und Weinen!

Geschicke, dunkel wie Nächte.
Wollen sich drohend gestalten;
Aber schon zwingt sie das Walten
Gütiger Mächte.

Gesegnet die Stunde der Sterne
Am Herd bei verschlossenen Türen,
Wo Märchen die Seelen entführen
In weltweite Ferne!

Schneelied

Ich hülle Feld und Fluren ein
Mit einer silberlichten Decke.
Einst war die weite Welt so rein
Und noch versehrt von keinem Flecke,
Bis Bruderblut die Erde trank;
Da ward sie krank
Und möchte längst gesunden
Von tausend wehen Wunden.

Und Jahr für Jahr in stiller Zeit,
Wann ich mich auf die Fluren lege,
Wird auch der Welt im weissen Kleid
Die alte Sehnsucht wieder rege:
Von Menschenblut entsühnt und Schuld,
Mit Gottes Huld
Die Bahn der Sonnenwenden
In Reinheit zu vollenden.

Heimatliche Welt

Himmelhoch ragende Felsenstirnen,
Dämmernde Seen mit spiegelnden Firnen,

Wälder und Wiesen und rankende Gärten,
Reben auf Hügeln, sonneverklärten.

Und wo immer die Augen ich wende:
Freie Stirnen und fleissige Hände!

Heimatlicher Berg

Verdämmert tief im Nebelmeer das Tal,
mit Feld und Wald nach Himmelslicht sich sehnd,
sonnst du den Rücken, Berg, im milden Strahl
und atmest leicht und frei, dich wohlig dehnend.

Dann schaust du neidlos, ohne Rang und Ruf,
empor zu den gewaltigen Hochlandsriesen
und freust dich deines Kornes und deiner Wiesen
und bist so schön und gross, wie Gott dich schuf.

Geburt der Berge

Aus welchen Abgründen der Zeit,
In Masse der Menschen nimmer zu fassen,
Seid ihr, Berge, emporgetaucht,
Mit euren gewaltigen Kuppen,
Türmen und Terrassen!

Einer war,
Eh ihr wart und das Meer,
In dessen Schoss
Flutenumwogt
Ihr lagt in ehernem Schlaf,
Bis des Ewigen Weckruf die Trägen traf:
Erhebt euch!

Die Jahrtausende ruhten,
Aechzend reckten die Leiber sich
Unter der Last unendlicher Fluten.
Als schlugen ihm Ruten
Striemen und blutende Wunden,
Brüllte in Wehen das Meer
Aus unzähligen Munden.
Wogen wie Hügel
Wälzten in Angst sich her,
Hochaufbäumend
Gleich scheuen Rossen,
Ueberschlugen sich,
Stürzten heulend, schäumend
In nächtliche Tiefe.

Aus fliehenden Fluten
Donnernd brach
Das ungeschlachte Geschlecht
Der steinernen Riesen,
Stürmte himmelan über die Wogen,
Stürzte wie Wogen ein,
Wälzte im Knäuel sich höher und höher,
Schultern auf Schultern,
Haupt auf Häuptern
In grauser Wildheit erstarrend.
Und das Meer, zur Stille gewiegt,
Küsste schauernd
Der triefenden Leiber
Erdenverwurzelte Füße.

Und schon nahten die gütigen Winde,
Neugierig wie Kinder,
Doch zaghaft und scheu erst
Und jetzt schon vertrauter,
Führen mit molligen Händen
Den hohen Gewaltigen
Ueber die Stirnen,
Tollten die Lenden kichernd hinunter
Und machten Versteckens ihnen im Rücken:
Ratet, wo bin ich?

Aber vom Himmelsbalkone
Neigte das Antlitz,
Strahlend von Schöpferfülle,
Der Alte der Tage,
Und von seinen erhabenen Händen

Floss mild wie Tau der Frühe
Segen über das Meer
Und seine Jüngstgeborenen,
Die wolkenhochragenden,
Weltüberschauenden Berge.

Kornspeicher

Ich kann nicht mit Schönheit prunken und prahlen
wie Schloss und Palast, die von Marmor strahlen.
Auch heg ich von blinkendem Gold keine Schätze,
Dran euer Auge sich lachend ergetze.
Preist immerhin, wer euch Besseres bot:
Ich berge, verzeiht, nur das tägliche Brot!

Bauernhaus

Hundert Jahre und drüber schaut ich ins Land;
Hundert Jahre und drüber hielt ich den Stürmen Stand.
Braun von sengender Sonne, schützt ich vor triefendem Nass,
Schützt ich vor zornigem Schlossengeklirr das Gelass.

Kinder sah ich erblühen; sie wurden gross;
Greise trug man fort in den Erdschoss.
Und wie lichtgoldenem Dufte die reife Saat,
Einte sich fraulicher Sitte die männliche Tat.

Tage stiegen herauf und versanken blutigrot;
Denn der Krieg hielt Ernte mit seiner Schwester, der Not.
Seuchen gediehen und rafften Rind und Pferd,
Und die Sorge kauerte stumm am erloschenen Herd.

Aber der Friede zog ein, der Krieg überwand;
Freude und Trauer gehn längst wieder Hand in Hand,
Freude und Trauer, bis mich verzehrt der Brand,
Und, eine Fackel der Windsbraut, ich zünde in nächtiges Land.

Die Schweiz

Vier Stämme verwachsen in e i n e m Stamm,
hoch wipfelüberragt,
Der Baum will frei sich vollenden.
Da soll ihn ein Gottloser schänden,
wenns einer wagt!

Und ob er auch sechs Jahrhunderte zählt,
von Jungholz schwillt sein Geäst.
Und ob er, von Stürmen umwittert,
auch manchmal gebangt und gezittert:
Der Baum steht fest!

Die Grenze

Sie könnt eine Ackerfurche sein;
nun sind es die Berge, nun ist es der Rhein.
Und türmten sich drohend granitene Wände
und liefe die Mark über schwindelndes Joch,
es fänden zu Leidgenossen doch
hinüber die Bruderhände.

Betende Geige

Herr, der mein Sehnen kennt
nach Reinheit, nach Vollendung,
erfülle meine Sendung:
ich bin Dein Instrument!

Nimm, Herr, und spiele mich,
dass quellend von Akkorden
die Saiten überborden
im weiten Bogenstrich.

Und wenn es Dein Spiel verebbt,
schwing ich noch vom Gesängen,
wie in der Muschel Gängen
das Meer nachhallend bebt.

Treue

Herr, in dem ich lebe,
Seit ich atme und bin,
Hebe, Allvater, hebe
Gnädig zu dir mich hin!
Irdisches Glück ging in Scherben;
Blühend spross ewges empor,
Selig im Leben und Sterben,
Wer sich in dir verlor!

Bande der Guten, der Bösen
Lockern und schmelzen wie Schnee:
Nimmer aus deiner soll lösen
Meine Rechte sich je.
Siehe, wie festgeschmiedet
Mit einem ehernen Band
Halt ich noch todumfriedet,
Herr, deine heilige Hand!

Fridolin Hofer

Erbgut und Umgebung bestimmen entscheidend das dichterische Schaffen eines Lyrikers. Der Vater Fridolin Hofers war ein künstlerisch begabter Handwerker; er betätigte sich als Schneider und Uhrmacher. Von ihm erbte der Dichter den klaren Verstand und den Sinn fürs Echte und Unverfälschte. Die Mutter schenkte ihm die zarte Feinheit seines Herzens und die tiefe Frömmigkeit und legte den Keim für die freudig-optimistische Weltanschauung, die sich in allen Gedichten widerspiegelt. Die Berge und der See um den Geburtsort des Knaben prägten nachhaltige Eindrücke in die offene Kinderseele. Als Sohn einer alteingesessenen Sippe von Bauern und Fischern war Hofer von Kind auf mit den symbolgesättigten Bilderkreis naturverbundenen Lebens an den Wassern des Vierwaldstättersees vertraut. Entfesselte Naturgewalten senkten früh in sein Herz die Scheu vor der Grösse des Allmächtigen, der sich in der Macht der Naturkräfte offenbart. Im sonnigen Meggen hat er die Eindrücke einer erhabenen Umwelt in sich aufgenommen: das hohe, stille Leuchten der Firne, die trutzigen Bergwälder am Rigi, der sagemumwobene See, der bald sonnüberglänzt seine märchenhafte Schönheit entfaltet, sich bald gespenstig in Nebelschwaden hüllt, bald grollend die Ufer peitscht, wenn der Föhn die Wassergeister in den dunklen Tiefen weckt. — Die Stimmungen, welche solche Naturerlebnisse in ihm erregten, verdichteten sich in die Anschauungen von Lebewesen, die wie greifbare Verkörperungen des Naturgeistes erschienen. Und diese Naturbelebung hat Hofer in seinen Gedichten zu sprachlich vollkommener Darstellung gebracht.

Fridolin Hofer wurde am 26. Oktober 1861 als siebtes Kind aus zweiter Ehe auf der Bühlhalde in Meggen bei Luzern geboren. In ärmlichen Verhältnissen wuchs er auf. Die Lehre in einer mechanischen Werkstätte

schien für die zarte Konstitution des Knaben auf die Dauer zu streng. Fridolin trat ins Lehrerseminar zu Hitzkirch ein, wo er in Monsignore F. X. Kunz einen wahrhaft väterlichen Freund fand, der ihn zu den ersten dichterischen Versuchen wohlwollend ermunterte. In Buchrain übernahm Hofer eine Stelle als Lehrer und Organist. Doch wie sehr auch die reiche Begabung und eine fast zu ängstliche Gewissenhaftigkeit den jungen Lehrer zum Erzieher bestimmten, war der Dichter doch stärker in ihm. Er gab dem durch die Lektüre der Romantiker — besonders Eichendorffs—genährten Drang in die Ferne nach; im Spätherbst 1885 zog er in die Toscana und lebte sich in Siena in die italienische Sprache und Kultur ein. In der Provence vertiefte er seine Kenntnisse im Französischen. Kurze Zeit war er in Luzern als Lehrer tätig, bis er im Januar 1888 die Erziehung des dreizehnjährigen Carlo Lawley in Florenz übernahm. Die Lawleys, ursprünglich englische Adelige, zählten zu den italienischen Nobile und waren hochangesehen. Hofer übersetzte mit seinem Schüler die lateinischen Klassiker und las in den Werken Dantes, Shakespeares und Calderons. Wochen strengen Studiums folgten frohe Ferientage am Meer oder auf dem Gut der Familie in Montecchio. Auf ihren feurigen Pferden durchstreiften die beiden die Pinienwälder am Arno und pirschten durch die fieberheissen Maremmen. In diesen Jahren reifte Hofer zum Dichter. Seine Sprache wurde glutvoll und farbenprächtiger:

Ein Strom durchfließt mich mit goldenem Duft;
ich wandle in Feuer und Flammen.
Sprühend schlagen die Wellen der Luft
mir überm Haupte zusammen.

In diesen Tagen ist die Liebe des für alles Schöne so empfänglichen jungen Mannes zur blonden Schwester Carlos, zu dieser «Huldgestalt im frischen Liebreiz ihrer Sechzehn Jahre» erwacht. Das unschuldigste Liebeslied, das in unserer Literatur auf ein Mädchen gesungen wird, zeugt von diesem

zarten Erlebnis, von dem der Dichter nie den Schleier gelüftet hat:

Einen Sommer lang, Prinz und Fee,
gingen wir durch die Gärten der Welt,
unser Lieben so rein wie Schnee,
der in heiligen Nächten fällt.

In den südlichen Landen füllte sich des Dichters Herz mit neuen Bildern und Gestalten, neuen Tönen und Farben, mit einer Menge von tief ins Herz aufgenommenen und passiv erlebten Eindrücken, aus denen sich zu guter Stunde das lyrische Lied herauskristallisiert wie aus der Muschel die Perle.

Durch intensive, oft bis spät in die Nacht ausgedehnte Studien hat Hofer seine Augen so geschwächt, dass er in seiner dichterischen Tätigkeit fortwährend gehemmt war. Im Frühjahr 1895 kehrte er heim. Nach einem kurzen Kuraufenthalt in Wörrishofen zog er weite Strecken zu Fuss durch ganz Süddeutschland. Während eines Semesters hörte er in Paris Vorlesungen über französische Literatur. Damit waren seine Wanderjahre zu Ende.

Seit dem Herbst 1907 wohnte Fridolin Hofer bei seinem Bruder in Römerswil; auf dem alten alemannischen Hof «Ludigen», auf dem Scheitel der waldreichen Erlösen, lebte er sein glückliches Doppelleben als Dichter und Bauer — eines das andere fruchtbar durchdringend. Immer mehr überwand der feste Entschluss, sich in der Heimat zu verwurzeln, den ungestümen Drang in die Ferne. Das Streben nach stiller Seelenruhe überstrahlte von nun an das Leben des Lyrikers.

Wie Gotthelf und Federer hat Hofer erst spät sein erstes Werk dem Druck übergeben: 1907 erschienen die «Stimmen aus der Stille», denen in der Folge die Bändchen «In Feld- und Firnelicht» (1914), «Daheim» (1918),

«Neue Gedichte» (1924) und «Festlicher Alltag» (1930) folgten. Heinrich Federer hat ihm den Weg geebnet:

«Wie viele lyrische Bändchen mag man durchsehen, bis man wieder auf eine so unabgelernte, eigene Sprache stösst! ... Ueber gewöhnliche Stimmungsmache hinaus erhebt der Dichter seine Strophen fast immer durch zwei ihm eigene Mittel: einmal durch das leise Beseelen der mannigfaltigen Natur mit menschlich Verwandtem; anderseits durch ein hoffnungsfrohes Emporringen über die Natur und ihre Schwere hinaus in ein Geistiges, sei es nun ein Gleichnis, ein Symbol oder ein stilles Fragen.»

Mit den Jahren nahmen Herzschwäche und Augenschmerzen derart zu, dass sie fast alle dichterische Tätigkeit untersagten. Die letzten Lebensjahre verbrachte Hofer als ein ganz Stillter. Er hätte ein Lied vom Schmerz singen können; doch «in Scham verhüllend jede Spur von Weh und Wunden» sollten seine Ferse nur Freude und Trost, nicht Klage und Trauer der Menschheit schenken, die sich in einem neuen Weltkrieg zu zerreißen begann.

Am 16. März 1940, am Tage vor dem Palmsonntag, hat ihn der Tod heimgeholt.